



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bildungen, Satzverbindungen zu gebrauchen, durch die unsrer Sprache Gewalt angethan wird, die gegen den Geist unsrer Sprache sind, die sie verrenken und verunstalten, ja die oft genug baren Unfug geben. Im Handumdrehen ist die neue Erfindung von einer Unzahl Gedankenloser an- und aufgenommen, einfach weil sie neu ist, weil sie sich etwas darauf einbilden, immer das „Modernste“ im Munde zu führen. Und was man täglich hört und liest, macht man endlich willenlos und unwissentlich nach. Solchem Wesen ausdrücklich Verechtigung zuzuerkennen, heiße ebenso viel, wie verlangen, daß die künstlerische Stillehre sich allen Ausgeburten der Schneider- und Putzmacherphantasie unterwerfen müsse.

Daß Pedanten (oder sollen wir sagen: Schulfüchse?) die Sache übertreiben können, ist unbestreitbar. Aber der Unfug hat gegenwärtig eine Höhe erreicht, daß ein kleines Übermaß an Strenge gar nichts schadet. Das Sprachgewissen muß erst wieder geweckt werden. Nicht gegen volkstümliche, mundartliche Wörter und Wendungen lehnen wir uns auf, im Gegenteil werden wir solchen natürlichen Zufluß stets gern begrüßen. Nur der so oft mit Unwissenheit gepaarten Willkür soll das Handwerk gelegt, der Deutsche wieder daran gewöhnt werden, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form seiner Rede zu überlegen.

Wie viel in diesem Punkt gesündigt wird, dafür lieferte Professor Kiegel gleich selbst ein kleines Beispiel. Er rühmte „die ausgezeichnete Zuverlässigkeit“ des Herrn Staatssekretärs Dr. von Stephan, mit der er in einem besondern Schreiben für die Zusendung der Vereinschriften gedankt habe. Hat er vielleicht einen unausgesprochenen Wunsch des Vereins erfüllt, ihm aus eigenem Antriebe eine Vergünstigung gewährt, oder womit ist er sonst „zuborgekommen“? Er hat gedankt und versprochen, auch ferner nach Thunlichkeit im Interesse des Vereins zu wirken, wie er das bekanntlich bisher gethan hat. Das war höflich, aufmerksam, liebenswürdig, gütig, entgegenkommend, oder wie man es sonst nennen will, aber von Zuverlässigkeit kann dabei nicht gesprochen werden. Das verdiente nicht erwähnt zu werden, wenn nicht Herr Kiegel daraus ersehen könnte, daß ein wenig nüchternere Schulweisheit für den Hausbedarf recht brauchbar ist.

Kurz und gut: der Sprachverein ist eine gute Sache, aber nicht Selbstzweck; die Verdienste Kiegels um diesen Verein werden bereitwillig anerkannt, aber als Diktator können wir uns ihn nicht gefallen lassen. Und sollte den Mitgliedern, damit die Einmütigkeit im Vereine nicht gestört werde, verboten werden, das Falsche falsch und das Dumme dumm zu nennen, so würden sich wohl sehr viele für die Mitgliedschaft höflich bedanken.



Litteratur

Deutsches Bürgertum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808. Dargestellt von Oskar Schwebel. Neue Ausgabe. Berlin, Hans Küsterböcker, 1889

Die neue Auflage dieses 1883 erschienenen Buches verdient wohl eine neue Erwähnung und Empfehlung. Denn dem heutigen Bürgertume thun bei seinem Ringen nach einer Neugestaltung belehrende Beispiele aus der Vergangenheit not,

und Schwebel hat viel wertvollen Stoff zusammengetragen. Da er nur Bilder geben wollte, so mußte er es den Lesern überlassen, selbst zu beurteilen, was von den alten Einrichtungen unwiederbringlich dahin, was der Wiederbelebung oder Nachahmung wert und fähig sei. Besonders reichlich sind die Städte der Hanse bedacht worden; minder ausführlich werden die süddeutschen behandelt. Am schlechtesten unter allen Landschaften des neuen Reiches kommt Schlesien weg; es wird gar nicht erwähnt; obwohl unter den Denkmälern der Baukunst wenigstens das Breslauer Rathhaus einen Platz verdient hätte. Das Schlußwort des von warmem Patriotismus beseelten Verfassers klingt in ein begeistertes Lob des Bürgertums, namentlich des norddeutschen, der Gegenwart aus. Um dieses Lob mit ungetrübter Freude zu genießen, muß man freilich so manches weniger günstige Urteil vergessen, das man im Laufe der Darstellung gelesen hat. Eines davon, ein sehr beachtenswertes, wollen wir anführen. Eines seiner gelungensten Bilder ist das, das er unter der Überschrift „Stilles Leben“ von dem Bürgertum der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwirft; besonders die anspruchslose Tüchtigkeit des damaligen Geschlechts hebt er hervor. Zum Teil sei diese Tüchtigkeit der Schule jener Zeit zu verdanken gewesen. „Diese städtischen Schulmeister, vom Collega infimus bis zum Rector pereruditus hinauf, oft — oder vielmehr in der Regel — wahre Helden der Entsfagung, was haben sie nicht für die geistige Bildung unsers Volkes gethan! Gebe man sich keiner Täuschung hin: das Wort von der hohen geistigen Bildung unsrer Tage ist eine leere Phrase. Wohl ist das Wissen heute ein umfassenderes [warum nicht umfassender?] geworden; aber dafür hat es seine Tiefe und Gründlichkeit und vor allem seinen stählenden Einfluß auf den Charakter verloren, den der Unterricht in jenen Tagen von etwa 1730 bis 1750 ausübte. [Wirklich nur zwanzig Jahre lang?] Wer jemals alte Magistratsakten durchblättert hat, der hat in ihnen sicher auch eigenhändige Aufzeichnungen von Kaufleuten und Handwerkern gefunden, welche ähnliche Schriftstücke unsrer Tage bei weitem überragen, sowohl was die Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck wie die Auffassung der jeweiligen Verhältnisse anlangt.“ Obwohl überzeugter evangelischer Christ, wird Schwebel den achtbaren unter den Erscheinungen des katholischen Mittelalters überall gerecht. Hier und da geht er wohl in seiner Unparteilichkeit zu weit, wie wenn er bei der Erzählung des Kölner Aufruhrs dem Erzbischof Hanno unbedingt Recht giebt gegen die Bürger. Daß die Reformation das deutsche Familienleben, das deutsche Haus gegründet habe, erkennt er an; im übrigen aber, meint er, seien die sittlichen Früchte des geläuterten Glaubens erst zweihundert Jahre später gezeitigt worden. Wie jedoch der verwildernde dreißigjährige Krieg die sittliche Erneuerung gewirkt haben soll, ist nicht recht einzusehen. Auf einer richtigeren Fährte scheint uns Schwebel in seiner Geschichte der Stadt Berlin zu sein. Die absoluten Fürsten haben Ordnung und damit wenigstens eine äußerliche Sittlichkeit hergestellt; der große Krieg aber hatte ihnen allerdings insofern vorgearbeitet, als er das Volk erschöpft und hierdurch gezähmt hatte.

In der Kunst der Darstellung erreicht Schwebel sein Vorbild Gustav Freytag nicht. Aber seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit finden in dem vorliegenden Buche inhaltlich eine wertvolle Ergänzung. Wo der Verfasser empfindet, daß seine Darstellung an sich nicht anschaulich oder packend genug ist, da pflegt er mit einem Ausruf, einem Erguß seines persönlichen Gefühls u. dergl. nachzuhelfen; da läuft ihm in dem Bemühen, die Sache recht schön zu machen, öfter eine leere Phrase mit unter. So sagt er auf S. 49, nachdem er von dem versunkenen Schatz der Stadt Wisby gesprochen hat: „So erzählt die Sage. Ja, wenn es gelänge,

diese Karfunkel aus der Meerestiefe zu holen! Der Glückliche würde wieder, wie die nordische Semiramis Margaretha, die drei Kronen Schweden, Norwegen und Dänemark, aber für immer vereinigen!" Wenn das zur Volksfage gehörte, dann ließe man sich gefallen; allein die Erzählung der Sage wird ja durch die vorhergehenden Worte deutlich geschlossen; und wie in aller Welt kommt ein moderner Mensch dazu, solchen Unsinn vorzubringen? Tadeln ist nun freilich viel leichter als besser machen. Wir verkennen die Schwierigkeit der Aufgabe so wenig, als sie Schwebel selbst, laut der Vorrede, verkannt hat. Wir weisen auf diese schwache Seite des Buches nur in seinem eignen Interesse hin, für den Fall, daß es noch weitere Auflagen erlebt.

Arbeiterschuz, insbesondere Maximalarbeitstag, vom Standpunkte der deutschen Gewerksvereine. Im Namen des Zentralkrats von Dr. Max Hirsch, Anwalt der deutschen Gewerksvereine, Mitglied des Reichstages. Berlin, Walther und Apolant, 1890

Der Verfasser sucht in diesem kleinen Schriftchen nachzuweisen, daß mit den jetzt geplanten Arbeiterschuzbestimmungen nur die alten Forderungen der Gewerksvereine erfüllt würden, und bekämpft die sozialdemokratische Forderung des Achtstundearbeitstages für Männer.

Das Cölibat. Novelle von Ernst Hallier. Hamburg, Otto Meißner, 1890

Die alte Geschichte, wie das Cölibat einen katholischen Pfarrer aus seiner Kirche vertreibt, wird hier in dem schlichten, behaglich breiten und moralisirenden Tone einer Jugendschrift vom Schlage der „Ostereier“ erzählt. Das Ganze macht so sehr den Eindruck einer Reihenfolge wirklicher Begebenheiten, daß auch solche Nebenumstände stehen geblieben zu sein scheinen, die ein Künstler bei der Bearbeitung herausgefickt haben würde. Für Gartenlaubenleserinnen taugt der Held nichts; er ist weder eine Feuerseele noch ein Schönheitsideal, sondern ein zaghaftes, unbeholfenes und etwas einfältiges Männchen und wird, nachdem ihm seine Köchin, mit der er in Gewissensehe gelebt hatte, gestorben ist, in zweiter Ehe mit einem Ebenbilde seiner Anna glücklicher, als er in seiner Dummheit verdient hätte, oder, wenn man lieber will, so glücklich, wie es gewöhnlich nur den Dummen beschieden ist. Ubrigens hat die Cölibatsfrage ihre Bedeutung verloren, seitdem die Zahl der Männer aller Stände und Konfessionen, denen der Zwang der Ehelosigkeit durch die sozialen Zustände auferlegt wird, zehnmal so groß ist, als die der katholischen Geistlichen. Die gesetzliche Erlaubnis, zu heiraten, nützt diesen Leuten nichts, und wenn es ihnen dann, so um das vierzigste Jahr herum, auch die Verhältnisse erlauben, haben sie ihre Gewissenskonflikte bereits hinter sich.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig